Gastkolumne

# Was Hurrikan Ida über die Corona-Krise verrät


ILLUSTRATION: GABI KOPP

**Hätten die Experten die Resultate der Expertenforschung ernster genommen, wäre die Corona-Krise wohl nicht so gehässig geworden**



**Caspar Hirschi**

Durch das Auge des Hurrikans sehen wir Krisen schärfer. Ida, die zu Beginn dieser Woche über Louisiana hinweggefegt ist, legt mehr als nur Dachstühle frei. Der Sturm zeigt in aller Deutlichkeit, wie unterschiedlich eine Gesellschaft auf akute Gefahren reagiert. Die konträren Reaktionsmuster haben Konsequenzen für die Eingriffsmöglichkeiten, die Experten in einer Bedrohungslage haben. Wer diese Reaktionsmuster nicht kennt, kann eine Krise kaum erfolgreich meistern.

Hurrikan Ida traf auf ein Land, das in seuchenpolitischen Fragen noch stärker zerrissen ist als die Schweiz. Die Massnahmen gegen Sturmschäden dagegen stiessen nicht auf den geringsten Widerstand. Auf die Gefahrenwarnung von Wetterexperten folgte die Ausrufung des Notstands, danach wurde evakuiert und verbarrikadiert, soweit es ging, und kaum war Ida mit enormer Wucht und glimpflichem Ausgang vorübergezogen, kam das Hilfs- und Wiederaufbauprogramm der Bundesregierung ins Rollen.

Was in New Orleans und Umgebung abgelaufen ist, nennt der Wissenschaftsforscher Roger Pielke aus bezeichnendem Grund «Tornado Politics». Bekannt wurde dieser Begriff durch sein Buch «The Honest Broker», das Pielke während der Regierungszeit von George W. Bush veröffentlicht hat, als in den USA bereits die Kontroverse um den Klimawandel tobte. Er untersuchte darin, unter welchen Bedingungen Experten in der Lage sind, Handlungsanweisungen zu geben, die von Regierenden wie Regierten befolgt werden. Sein Befund: Es gelingt nur in Situationen, in denen die wissenschaftliche Ungewissheit klein und der gesellschaftliche Wertekonsens hoch ist. Man kennt die Gefahr, bewertet die Situation ähnlich, hat ein gemeinsames Ziel und hört auf Experten, um es zu erreichen.

Das ist Tornadopolitik. In Amerika kommt sie bei Hurrikanen, in der Schweiz bei Hochwassern, international inzwischen auch bei Börsenturbulenzen zum Tragen. Die Aussicht, den Schaden durch Expertenwissen zu minimieren, rechtfertigt die vorübergehende Ausschaltung der politischen Mitsprache. Allein, Gelegenheiten für Tornadopolitik sind dünn gesät, gerade in Demokratien, die von Wertevielfalt und Dauerwandel geprägt sind. In den meisten Krisensituationen fehlt es an gesichertem Wissen oder an gesellschaftlichem Konsens oder an beidem.

Treten Experten hier mit dem Anspruch auf, das Gesetz des Handelns zu diktieren, erschweren sie die Krisenbewältigung. Entweder spiegeln sie Gewissheiten vor, die es nicht gibt, wodurch das Vertrauen in ihr Fachwissen schwindet, oder sie betreiben versteckten Aktivismus, indem sie im Namen der Wissenschaft Wertekonflikte austragen, wodurch die soziale Spaltung zunimmt. Wer im falschen Moment auf Tornadopolitik setzt, befeuert das Gegenteil. Die Krisenbewältigung nähert sich dem an, was Pielke «Abtreibungspolitik» nennt: einem ideologischen Grabenkampf, in dem Expertise zu argumentativer Munition verkommt.

> Sobald sich aber herausstellte, wie dünn die wissenschaftliche Grundlage für den ersten Lockdown war, geschah das Unvermeidliche.

Genau das ist in der Corona-Krise passiert. Beeinflusst von den Bildern aus Bergamo bestand am Anfang hohe Einigkeit bei tiefem Wissensstand. Es galt, Leben zu retten, egal wie brachial der Freiheitsentzug war. Sobald sich aber herausstellte, wie dünn die wissenschaftliche Grundlage für den ersten Lockdown war, geschah das Unvermeidliche: Der Wertekonsens zerbrach. Das wachsende Wissen konnte ihn nicht mehr kitten, zumal nun viele Experten immer noch Pandemiepolitik mit Tornadopolitik verwechselten. Sie stellten laute Forderungen auf, was zu tun sei, und reklamierten noch lauter, wenn die Politik sie nicht umsetzte. Ihr Aktivismus trug nun dazu bei, dass sich die sozialen Fronten weiter verhärteten.

So weit hätte es nicht kommen müssen. Ironischerweise fehlte es an der Bereitschaft von Experten, die Erkenntnisse der Expertenforschung ernst zu nehmen. Pielkes Hauptbefund lautet: Ist eine Krise zu komplex für Tornadopolitik, bietet sich für Experten, um wissenschaftlich sattelfest und politisch konstruktiv zu bleiben, die Rolle des «ehrlichen Vermittlers von politischen Alternativen» an. Dieser zeigt verschiedene Handlungsoptionen mit ihren Chancen und Risiken auf, spricht Ungewissheiten und Wertedilemmata offen an und bezieht selbst keine Position. So haben Regierungen die Wahl, tragen die volle Verantwortung für ihre Entscheide, und «die Wissenschaft» hat als Ersatzargument für Wertekonflikte ausgedient. Bis zur nächsten Krise sollten Experten Pielkes Buch gelesen haben.

*Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.*

Medienkritik

# *Das war's dann wohl für das Mediengesetz*



**Felix E. Müller**

Der 31. August 2021 dürfte in die Schweizer Mediengeschichte eingehen. An diesem Tag wurde wohl der Sargdeckel über dem geplanten Mediengesetz des Bundes zugenagelt. Die beiden Unternehmen TX Group (einst Tamedia) und Ringier gaben nämlich bekannt, dass sie ihre Onlinemarktplätze in einer gemeinsamen Firma zusammenführen und diese gelegentlich an die Börse bringen wollen. Schätzungen gehen davon aus, dass dies bis zu sechs Milliarden Franken generieren könnte.

Das Vorhaben ist aus geschäftlicher Logik einleuchtend und unternehmerisch geschickt. Aber es verursacht einen Kollateralschaden: Das Mediengesetz, von dem auch die beiden Unternehmen profitiert hätten, dürfte nun auf der Strecke bleiben. Dieses Hilfspaket für die Medienbranche wurde unter dem Eindruck der Corona-Krise vom Parlament grosszügig ausgestaltet. Doch seither bröckelt der Support. Ein rechtes Komitee sammelt Unterschriften für ein Referendum, das von prominenten bürgerlichen Politikern unterstützt wird.

Nun zeichnet sich ab, dass sich auch die Linken von diesem Gesetz abwenden, an dem sie immer schon die Unterstützung für die Grossverlage gestört hat. Denn: Haben diese nicht gerade ihre unternehmerische Fähigkeit unter Beweis gestellt, mit eigenen – kapitalistischen! – Methoden zu Geld zu kommen? Und sind folglich gar nicht auf Subventionen angewiesen? So werden wohl Politiker wie Balthasar Glättli oder Mattea Meyer denken und sich kaum in einem Abstimmungskampf für ein Ja engagieren.

Damit wird das Mediengesetz zum politischen Waisenkind, dem nur noch ein paar versprengte Vertreter der Mitte die Stange halten. Für Bundesrätin Simonetta Sommaruga zeichnet sich eine weitere Pleite ab – und für einige kleinere Medienunternehmen eine anhaltende Phase prekärer finanzieller Bedingungen.

*Felix E. Müller ist Senior Advisor des SEF und daneben publizistisch tätig.*

51 Prozent

# Beim dritten Kind wäre alles perfekt geworden



**Nicole Althaus**

Mir wäre lieber, ich könnte mir statt all der Corona-Mutanten endlich einmal mein Apple-Passwort merken. Das brauche ich dringend, um Fotos meiner Tochter aus der Cloud zu fischen. Der Oktober kommt nämlich auch, wenn der Sommer ausgeblieben ist, und dann wird die Kleine volljährig, und ich bin ihr das Erinnerungsbuch schuldig, dass ich auch schon für ihre grosse Schwester gebastelt habe.

Diese materielle Form der Gleichbehandlung des Nachwuchses ist mir wie den meisten Eltern wichtig. Sie hält die Illusion aufrecht, dass man allen Kindern, egal welches Geschlecht und welchen Charakter sie haben oder in welcher Reihenfolge sie geboren wurden, dieselbe Aufmerksamkeit und Erziehung angedeihen lässt. Das mag auf die Grundwerte bezogen, die man dem Nachwuchs auf den Weg gibt, sogar stimmen. Sonst allerdings ist es schon rein logistisch unmöglich, beim zweiten oder gar dritten Kind so kontemplativ am Bettchen des Säuglings zu sitzen und ihn beim Schlafen zuzusehen wie beim Ersten. Denn dieses hängt ja dann an Mamas Rockzipfel. Und so kommt es, dass ich in der Cloud nach einschlägigen Babyfotos der Jüngeren für ihr Buch suche. Hat man beim Erstgeborenen noch jedes neue Haar auf dem Säuglingshaupt digital verewigt, so werden beim zweiten nur noch Meilensteine festgehalten. Dritte und vierte Kinder sind dann jeweils noch auf Ferien- und Familienfotos drauf. Damit hat mich kürzlich eine Freundin lachend getröstet, die vierfache Mutter ist.

Denn natürlich quälte mich ein bisschen das schlechte Gewissen, als ich feststellte, dass ich die fehlenden Fotos auch nicht mit Tagebucheinträgen aus der Zeit, als ich mit der Kleineren schwanger war, kompensieren kann. Vielmehr als ein «Ich bin wieder schwanger, hoffentlich kommt alles gut» ist inhaltlich nicht zu finden. Wohingegen ich beim ersten Mal jede Bewegung des Fötus poetisch verewigt hatte und wahrscheinlich sogar den positiven Schwangerschaftstest eingeklebt hätte, wäre der für das vollgeschriebene Moleskin nicht zu gross und dick gewesen.

Die Nachgeborenen, so merkte ich beim Durchsuchen der Kinderkisten im Keller, werden zwar weniger dokumentiert, dafür aber auch weniger kontrolliert: Lernt man bei den Erstgeborenen noch den Stundenplan auswendig und geht ihm um 11 Uhr 17 entgegen, wenn es dann vom Kindergarten um die Ecke noch nicht zurück ist, so ist man beim zweiten Kind froh, wenn man sich am Elternabend nicht nach den Namen der vielen Lehrerinnen im Schulzimmer erkundigen muss. Dafür fragt man aber auch nicht mehr nach jeder Hausaufgabe und jeder Note. Die jüngeren Geschwister geniessen mehr Freiheiten. Und sie nehmen sich mehr heraus. Davon zeugten diverse Strafaufgaben, die ich aus der Kiste fischte und meiner Kleinen selbstverständlich in ihr Buch kleben werde: Angefangen mit der aus der vierten Klasse, die sie schreiben musste, weil sie mit ihren Freundinnen auf dem Schulweg samt Kleidern in den See gesprungen ist, um sich abzukühlen und danach tropfnass in die Bank zu sitzen. Die besten Erlebnisse der Kindheit sind selten jene, die von Erwachsenen pädagogisch aufbereitet wurden.

> Die besten Erlebnisse der Kindheit sind selten jene, die von Erwachsenen pädagogisch aufbereitet wurden.

Ein kluger Mann hat einmal gesagt, dass er vielleicht beim dritten Kind ein guter Vater geworden wäre. Er hatte zwei Kinder. Und er hatte recht. Abgesehen davon, dass ich nicht an die gute Mutter und den guten Vater glaube, habe ich erfahren, dass man mit jedem Kind weniger Zeit, Kraft und Nerven hat, es zurechtzubiegen. Man lernt etwas besser, den Nachwuchs auf seinem Weg zu begleiten, ohne ihm den Weg zu weisen. Als mir das Resten-Rezept in die Hand fiel, das meine Tochter und ich während der langen, ereignislosen Zeit des Lockdowns gekocht und für erinnerungswürdig befunden haben, dachte ich: Beim dritten Kind hätte ich es vielleicht tatsächlich geschafft, mit ihm ohne Wenn und Aber die Gegenwart zu geniessen, statt es auf die Zukunft vorzubereiten.

*Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».*